

HANS-CHRISTIAN DANY

**MORGEN  
WERDE ICH  
IDIOT  
KYBERNETIK  
UND KONTROLLGESELLSCHAFT**

NAUTILUS FLUGSCHRIFT

*Edition Nautilus* Verlag Lutz Schulenburg

Schützenstraße 49 a · D-22761 Hamburg

[www.edition-nautilus.de](http://www.edition-nautilus.de)

Alle Rechte vorbehalten · © Edition Nautilus 2013

Originalveröffentlichung · Erstausgabe August 2013

Umschlaggestaltung: Maja Bechert, Hamburg

[www.majabechert.de](http://www.majabechert.de)

Porträt des Autors Seite 2: © Lily Wittenburg

Druck und Bindung:

Beltz Bad Langensalza

1. Auflage

Print ISBN 978-3-89401-784-2

E-Book EPUB ISBN 978-3-86438-144-7

E-Book PDF ISBN 978-3-86438-145-4

Wenn mein Großvater glaubte, seine Frau würde mich zu sehr verwöhnen, begann er, von seiner Kindheit zu erzählen: Er hätte kein eigenes Bett gehabt und musste in einer Kohlenkiste schlafen. Zum Essen gab es kalte Suppe mit trockenem Brot. Geriet er in den Verdacht kleinster Vergehen, erwarteten ihn harte Strafen. Sein Vater arbeitete im Gefängnis, was es leicht machte, sich all das vorzustellen.

Dass es sich komplexer verhielt, entpuppte sich erst, als mein Großvater, den wir nur Nonno nennen durften, mich eines Tages auf einen besonderen Ausflug mitnahm. Wir fuhren mit der S-Bahn Richtung Stadtrand, dabei erzählte er mir von der Kybernetik, einer Wissenschaft, die sich mit den Systemen der Steuerung in Lebewesen und Maschinen beschäftigt. An der letzten Station stiegen wir in den Bus. Unser Ziel lag in einem gerade eingeweihten Neubauviertel. Nonno ging so schnell, dass ihm fast der Elbsegler vom Kopf flog. Im Laufschrift versuchte ich hinterherzukommen. An der Kreuzung zweier schnurgerader Asphaltbahnen, die zwischen roten Backsteinquadern hindurchführten, fanden wir es. Nachdem wir

eine Minute wortlos vor dem Straßenschild gestanden hatten, fragte ich, warum die Straße nach dem Urgroßvater benannt worden war.

Als Jurist hatte er nach dem Ersten Weltkrieg mit zwei Psychologen eine neue Art von Gefängnis für Jugendliche erfunden. Es lag auf einer Insel im Fluss, kurz hinter dem Hafen in Richtung Meer. Die drei hätten das damals noch übliche Sprechverbot aufgehoben und die körperliche Züchtigung abgeschafft. Annahme ihres Modells war: Niemand wird als Krimineller geboren, sondern von den Umständen auf Abwege gebracht und lässt sich somit auch wieder zurückholen. An die Stelle von Strafe traten Erziehung, Beobachtung und Wiedereingliederung. Ab einem bestimmten Punkt konnten die Gefangenen der Anstalt hinein- und hinausgehen, wie sie es für richtig hielten, für die Gesellschaft und sich selbst.

Die Vorstellung der Besserung durch Gefängnis war nicht neu. Heilende Zuchthäuser gab es schon seit dem Mittelalter. Durch Experimente wie das auf der Insel, die zu einem der Prototypen des spätmodernen Strafvollzugs werden sollte, begann sich die Einschließung aber von der Disziplinarmaßnahme zum Konzept der offenen Kontrolle zu wandeln. 1920 griff das seiner Zeit weit voraus.

Da meine Familie zu Erfindungen neigt, war ich nicht wirklich überrascht, dass neben Geldkatzen, Sägemaschinen oder Schokoladenmischungen auch Gefängnismethoden erfunden wurden. Eines wunderte mich aber.

Und ich wollte Nonno fragen, warum er als Sohn eines milden Gefängnisreformers so streng und karg erzogen wurde? Nonno rannte aber schon wieder zurück zum Bus. Da sich auch später keine Gelegenheit ergab, wurde die Frage in meinem Kopf allein gelassen. Vielleicht, dachte ich, fehlten einem Gefängnisleiter der weichen Welle nach Feierabend einfach die Nerven, um auch noch die eigenen Kinder milde und großzügig zu erziehen.

Jahre später, als ich in Büchern über die asketischen Tendenzen einiger Modernisten las, kam mir der Gedanke: Könnte es sich bei dem bescheidenen Essen um eine Diät gehandelt haben? Am Bauhaus aßen sie zu der Zeit auch nur ein sprödes Mus aus gestampftem Gemüse, und Designer bauten konstruktive Möbel aus Dachlatten, die wie Kohlenkisten aussahen. Warum sollte es bei Gefängnisavantgardisten kurz nach dem Krieg anders ausgesehen haben? Dass mein Urgroßvater, der aus einfachen Verhältnissen kam, sich nur langsam an einen gewissen Wohlstand der Beamtenlaufbahn gewöhnen konnte, verstand ich erst sehr viel später.

Nach dem für einiges Aufsehen sorgenden Projekt der Gefängnisinsel sollte mein Urgroßvater, der als Gerichtsschreiber begonnen hatte, Karriere machen und wurde Direktor eines größeren Gefängnisses, bis er 1933 fristlos entlassen wurde. In meiner Kindheit fuhren wir mit der Familie oft mit dem Auto daran vorbei, weil es auf dem Weg lag. Später tat ich dasselbe allein und tue

es bis heute. Es ist eine der vielen Gewohnheiten, mit denen ich meine Nervosität beruhige.

Über meiner Vorstellung der weichen Kontrolle schwebten durch die offenen Enden der Geschichte des Urgroßvaters einige Fragezeichen. Die Schulzeit sollte ihre Schatten schärfen. In den siebziger Jahren regnete es Reformen. Lehrer probierten alles Mögliche. Wir sollten phantasievoller schreiben und bekamen Freigang von der Rechtschreibung. Statt in das Einmaleins führten sie uns in die Labyrinth der Naiven Mengenlehre. Dazwischen zeichnete die sozialliberale Sachkunde die Welt weich. Obwohl ich keinen Satz fehlerfrei zu Papier bringen konnte, hielt ich schon als Zehnjähriger am Vormittag naseweise Referate über die logische Entwicklung von Schillers Räuber Karl Moor zu Ulrike Meinhof.

Am Nachmittag hörte ich aus dem Radio in militärischen Wendungen von Hochsicherheitstrakten, Spezialtruppen, Fahndung durch Raster und einem Staat, der sich nicht erpressen ließ. Man befand sich im Krieg mit denen, die ich noch vor ein paar Stunden in einen Theaterhimmel geredet hatte, wofür ich eine Eins bekam, um meine Sechs in der Rechtschreibung auszugleichen. In meinem Kopf tat sich ein Spalt auf. Dazwischen drehte ich mich verwirrt im Kreis, fragte, was dieser bipolare Staat eigentlich wollte?

Nach der Schule studierte ich Kunst. Die Moderne hatte aufgehört, modern zu sein. Was jetzt war, nannte sich postmodern und sah schon mal aus wie nachgemachtes Rokoko aus Entenhausen. Ich verstand es nicht, aber es ließ mir eine gewisse Freiheit. Nun gab es zumindest einen Überbau dafür, warum es egal sein sollte, was einer sagte oder tat, und dass auf eine Art alles ging. Unter Aufsicht bastelte ich Modelle versponnener Gegenwelten und legte Straßen aus toten Fischen. Sie formten mögliche Auswege aus einer Wirklichkeit, zu der ich keinen Eingang fand.

Zur Zwischenprüfung wurde die Aufgabe gestellt, unsere künstlerischen Ziele in einem Aufsatz zu formulieren. Nach der Schulzeit hatte ich beschlossen, das Schreiben zu lassen, und fasste mich kurz: Ich wollte wie die Menschen in Kalifornien werden und meine Wahrnehmung auf den Zeitraum eines Tages verkürzen. Gestern oder Morgen kämen nicht mehr vor. In solch einem auf das Heute beschränkten Leben müsste ich dann keine Kunst mehr fabrizieren und würde nur noch surfen.

Sollte es sich bei der Abschiedspostkarte aus dem Venice Beach meiner Gedanken um den Versuch gehandelt haben, mein Dagegen zu formulieren, hatte ich die Sache falsch angepackt. Die Prüfer lobten das Bekenntnis zur eigenen Subjektivität wie den Versuch, eine Form für das zwangsläufige Scheitern zu finden, und gaben mir eine gute Note.

Der Leiter der Anstalt, ein etwas kauziger, dabei nicht unsympathischer Kriegsversehrter mit Monokel und Glasauge, lud mich gleich zu einem Gespräch, weil ihn mein abweichender Ansatz und das positive Verhältnis zum Scheitern interessierte, wie er sich ausdrückte. Ich ging hin. In seinem Büro roch es nach Papier. Wohl aus der Neigung, einmal Berührtes bei sich zu behalten, trug er, was hineinkam, nicht mehr hinaus. Hüfthohe Haufen bildeten eine Selbstordnung, in der wir nun Filterkaffee tranken. Nach einem kurzen Pingpong der Worte blieb das Sprechen bei ihm: Er hätte nie den Plan gehabt, Präsident einer Kunsthochschule zu werden. Sein Wunsch sei gewesen, dafür sei er auch ausgebildet worden, ein Jugendgefängnis, am liebsten die JVA auf der Insel im Fluss, zu leiten. Doch dann hätten ihn die un-absehbaren Zufälle der Beamtenlaufbahn hierher geschwemmt. Mir trat der Schweiß auf die Stirn. Es brauchte nur noch ein paar Sätze, und ich wusste, was ich ahnte, der Leiter war ein Schüler meines Urgroßvaters, der nach dem Zweiten Weltkrieg reformierten Strafvollzug unterrichtet hatte.

Ein Kunsthochschul-Präsident, der zwischen Papierbergen davon träumte, eine Anstalt für reformierten Strafvollzug zu leiten, wirkte zu jener Zeit noch komisch. Dass es bald einen Aufschwung der offenen Kontrolle geben würde, der die human gemeinten Methoden der Reformpädagogik zu dem Zweck umdeutete, Menschen über ihre Subjektivität zu lenken, überstieg meine Vor-



stellungskraft. Was kommen sollte, zeichnete sich erst vage ab, den Begriff Kontrollgesellschaft gab es noch nicht. Ein paar spekulative Überlegungen fanden sich gerade mal in halbseidener Science-Fiction. In ihren preisgünstigen Taschenbüchern, die ich liebte, hatte ich auch meine ersten Begegnungen mit der Kybernetik oder dem Internet. Alles, was kommen würde, war zuerst Literatur. Ich verschlang sie und hätte viel über die Zukunft wissen können, aber ich las nicht, um das Außen zu verstehen, sondern um ihm zu entfliehen.

Die achtziger Jahre waren kaum aus den Kalendern verschwunden, als sich eine merkwürdige Vertrautheit in der Umgebung aufbaute. Wie sich die Welt da draußen nun zu organisieren begann, bewegte sich so eng entlang den literarischen Vorhersagen, die sich gerade noch so überdreht gelesen hatten, dass ich es zuerst nicht glauben konnte. Dass es nun tatsächlich wie in den Büchern unsichtbare Kriege und körperlosen Sex geben sollte, wirkte vollkommen unwirklich. Verstärkt wurde das Unglaubliche durch die Annahme einer Allgegenwart von Simulakren, welche als theoretisches Parfum noch in der Luft lagen.

Da ich von dem, was war, weg wollte, dachte ich, sag trotzdem lieber: Ja!, und ging der blühenden Technik entgegen. In einem Laden kaufte ich eine handliche Videokamera aus Japan. Der Umgang mit der kleinen Maschine nahm sich interessant aus, gestaltete mein Leben aber

schleichend eintöniger. Sie lockte mich in eine Normalität, wo die nervöse Müdigkeit regierte.

Zeitgleich begannen die Methoden der Kontrollgesellschaft das tägliche Leben immer stärker zu durchdringen. Doch selbst als mein Vermieter mir fristlos kündigte, da mein Name nicht an der Tür stand, nahm ich die Veränderungen nicht sonderlich ernst. Aufmerksamkeit darauf zu verwenden, erschien mir albern. Schließlich kam ich aus einer postmodernen Wirklichkeit, wo alles egal gewesen war und ich mir tausend Methoden der Distanzierung von der Welt da draußen angeeignet hatte. Nur langsam begriff ich, dass jetzt die kühle Gleichgültigkeit einer Apparatur zu wirken begann, in deren technologischer Empfindsamkeit nichts mehr egal war, die sensibel auf alle Details reagierte, Verfeinerungen erfasste und aufmerksam tolerierte, solange sie sichtbar blieben.

Dass mein Urgroßvater, wenn auch ohne Vorsatz, ein Pionier dieser Kontrollgesellschaft gewesen war, verstand ich erst sehr viel später. Es passierte vor kurzem an einem sonnigen Tag. Ich lag am Rande eines Sees und las die *Deutschstunde* von Siegfried Lenz. Der Roman beginnt in einem Heim für schwer erziehbare Jugendliche. Es liegt auf dem Nachbareiland der Gefängnisinsel, von der ich als Kind gehört hatte. Die in Obhut Genommenen sollen auf den rechten Weg gebracht werden, träumen aber davon, richtige Kriminelle zu werden. Siggi

Jepsen, der Erzähler, muss einen Aufsatz über die Freuden der Pflicht schreiben. Im Klassenraum geht ihm gleich so viel durch den Kopf, dass er vor lauter Aufregung nichts zu Papier bringt und ein leeres Blatt abgibt.

Auf der Insel haben alle einen Psychologen. Siggis Beobachter greift angesichts des Ungeschriebenen zum Äußersten und schickt ihn in das Konzentrationszimmer. Isoliert soll er den Besinnungsaufsatz im zweiten Anlauf verfassen. Nachdem er eine Weile durch das Fenster auf die vorbeifließende Elbe geschaut hat, beginnt seine Hand, erste Sätze zu formulieren. Langsam versinkt der Stift in den Zusammenhängen, sinkt immer tiefer und schreibt das ganze Heft voll. Der Text steigt über seine Ufer. Wochenlang bleibt Siggis in dem Zimmer, weigert sich, es zu verlassen und füllt Seite um Seite, Heft um Heft. Er aalt sich in der Strafarbeit, aus den Heften wird ein Stapel. Die Freuden der Pflicht weiten sich aus in eine lange Selbstbeobachtung. Er erinnert sich an seine Kindheit im Schatten seines Vaters.

Als nördlichster Polizeiposten Deutschlands bekommt der Vater während des Zweiten Weltkriegs den Befehl, einem befreundeten Maler im Dorf das in Berlin beschlossene Malverbot zu überbringen und dessen Einhaltung zu überwachen. Der in der Pflicht aufgehende Vater beobachtet den Maler, der nicht mehr malen darf, nun bald Tag und Nacht. Der Maler wiederum sieht rund um die Uhr die Bilder, die nur noch in seinem Kopf ent-

stehen, und beobachtet den Polizisten und dessen Sohn, der sich zu ihm flüchtet. Der Schreibende betrachtet den Psychologen, der ihm beim Schreiben zusieht. Ein Kreis schließt sich.

Über den Seiten war es kühl geworden. Ich rollte die Badesachen zusammen, ging nach Hause, legte mich aufs Bett und betrachtete die Sensationen an meiner Zimmerdecke. Am runden Rauchmelder verdrehen sich meine Gedanken in die Vorstellung einer runden Einschließungsarchitektur, die der Ideengeschichtler Michel Foucault in seinem Buch *Überwachen und Strafen* als Wendepunkt der Disziplinargesellschaften untersucht.

Erdacht worden war das funktional-phantastische Gebäude von dem Philosophen und Sozialreformer Jeremy Bentham in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In der Mitte der Beobachtungsmaschinerie steht ein von breiten Fenstern in alle Richtungen durchbrochener Turm. Fenster eröffnen die Sicht auf ein ihn kreisförmig umschließendes Gebäude. Dessen Grundriss ordnet die sich von außen nach innen verjüngenden Zellen zu einem Strahlenkranz. Jede davon öffnet sich durch ein Fenster zum Sonnenlicht und durch eine Gitterwand zum Turm der Wärter. Die Architektur formt Dutzende durchleuchteter Theater, in ihnen sind die Gefangenen die Darsteller, denen das Publikum der Wärter zusieht.

Benthams imaginäres Modell des »Panopticon« bildet den Vorläufer des zukünftigen Gefängnisses, das erst

Jahre später tatsächlich gebaut werden sollte. Der Gang der Gefangenen aus dem Dunkel des Kerkers in das Licht der modernen Zelle, wo sie Anfang des 19. Jahrhunderts sichtbar werden, wurde, wie so viele Albträume der Architektur, zuerst in der Phantasie eines Schreibenden beschritten. Sein Opticon des Traumgottes Pan spinnt Bentham in einen Gesellschaftsentwurf weiter: Allgegenwärtige Beobachtung soll den Fleiß der Bevölkerung steigern. Dem Mitbegründer des Liberalismus, einem der ersten Vertreter der Tier-, Frauen- und Homosexuellenrechte, schwebt eine lückenlose Sichtbarkeit aller Teile der Gesellschaft vor. Verstecktes, Verdunkeltes und Untergründiges soll ins Licht gerückt werden. Es wird toleriert und geduldet, um Durchsicht herzustellen. Das liberale Modell verschränkt sich mit dem der vollständigen Sichtbarkeit und Transparenz. Bentham geht davon aus, die Arbeitskraft der Bevölkerung ließe sich steigern, wenn der Blick der herrschenden Ordnung bis in den letzten Winkel der Gesellschaft eindringen kann. Beim Zugriff auf das Durchdrungene sollen die Vertreter der Autorität zudem auf abrupte, gewalttätige Verfahren verzichten. Die Beobachteten sollen Vertrauen fassen und sich nicht unnötig irritiert fühlen.

Ich versuche, mich zu erinnern, wann mich die Agenten der Autorität das letzte Mal erschreckt haben. Da mir keine Antwort einfällt, außer, dass zum Unheimlichen in der Kontrollgesellschaft gehört, wie wenig bedrohlich sie oft wirkt, sinke ich in das dunkle Loch des Schlafes.

Eine Zeitlang geht es jäh bergab, bis ich in einem Tim&Struppi-farbenen Szenario mit zwei Frauen in pechschwarzen Anzügen von Helmut Lang wieder nach oben fliege. Sie entführen mich in einem rot-weiß gestreiften Sportflugzeug. Wir landen auf einer dicht bewachsenen Insel. Während meiner Gefangenschaft im Urwald erzählen mir meine Kidnapperinnen am Lagerfeuer, sie seien Mitglieder einer kybernetischen Befreiungsbewegung. Ansonsten ist die Luft dick, feucht, dampfig und satt vom Duft tropischer Orchideen in voller Blüte. Zuerst bekomme ich eine Magen-Darm-Infektion, anschließend ein Stockholm-Syndrom und beginne, mich mit meinen Entführerinnen zu identifizieren.

Die andere Geisel in unserem Zelt will nur weg und klopft die ganze Zeit morseähnliche Rhythmen. Entnervt verlasse ich das Lager. Auf dem Spaziergang entdecke ich an einem Strand die Kybernetik. Es ist ein am falschen Verständnis aufgelaufenes Schiff, in dessen Rumpf ich tausend schöne Perlen finde, die sich zu faszinierenden Ketten auffädeln lassen. Mit einem Messer ritze ich in den Schiffslack: Was beim Segeln zählt, ist der scheinbare Wind.

Verstört wache ich auf von meinem Kratzen und wundere mich über Pan, den Walddämon mit struppigem Haar, Hörnern und Bocksfüßen. Es ist vermutlich vier Uhr. Langsam hebe ich den Oberkörper. Über den leeren, von den Lichtern der Nacht erhellten Horizont meiner Fens-

terbank schieben sich die oberen Stockwerke eines Hauses in mein Gesichtsfeld. Wenn ich liege, sehe ich es nicht – sichtbar wird es erst, wenn ich mich aufrichte. Das Haus wurde vor wenigen Wochen bezogen. Daran gewöhnt habe ich mich noch nicht. Es ist ein Haus zum Arbeiten. Ein Arbeitshaus. Mit einem elegant-strengen Ornament aus Lichtquadraten thront es über einem zu seinen Füßen liegenden Vergnügungsviertel.

Das Haus stapelt sich auf aus gläsernen Schachteln, in denen je eine Person arbeitet. Sein transparentes, dabei schweres Raster aus Zellen hat den Charme von dreidimensionalem Rechenpapier mit Linien aus Stahl. Originell hat der Architekt, um die langwierig geraden, etwas zu dick geratenen Linien aufzulockern, das ganze Gefüge zweimal gefaltet – mit einem flachen Knick, wie er bei einem Papierflugzeug zu einer leichten Schräge führt.

Mir gefällt an dem Haus, wie es einen Gedanken darstellt: In seiner kariert tänzelnden Durchsicht funktioniert es wie ein umgekehrtes Panopticon. Das Licht strahlt nun von innen nach außen, und auch der Blick geht in die entgegengesetzte Richtung. Von der belebten Straße kann selbst ein ungeübtes Auge erkennen, ob sich die Frau im fünften Stock gerade an ihrem Arbeitsplatz müde hängelässt oder die Information sendet: Sie arbeitet hart. Wir, die Passanten, sind jetzt die Wärter und das Publikum. Dabei wird man unfreiwillig zum Beobachter. Niemand fragt, ob ich das sehen will.

Durch das Fenster meiner Wohnung, die fast zwei Kilometer von dem Arbeitshaus entfernt liegt, kann ich in der Nacht nur wenig erkennen. Im siebten Stock brennt noch Licht. Der Rest drängt sich meiner Vorstellung auf: Eine mondsüchtige Euphorie der Schemen, die da gerade ein aufregendes Projekt entwickeln, schleicht in meine Schlaflosigkeit, während sich die Lichter der vorbeifahrenden Autos auf der schräg nach vorn geknickten Fassade wie zu einem Feuerwerk spiegeln.

Das imaginäre Gefängnis aus der Zeit der Aufklärung nahm vorweg, was heute große Teile des Lebens durch psychologische Gestaltung steuert und dabei oft nicht einmal mehr der Architektur bedarf. In einer durchsichtigen Umgebung glauben alle, sie würden gesehen. Durch ihre ständige Mutmaßung wird die reale Aufmerksamkeit oft gar nicht mehr benötigt. Dafür präsentieren sich die Auftretenden immer öfter als das, von dem sie annehmen, die vermuteten Blicke würden es erwarten. Beobachtet wird selten der Einzelne. Die ins Ganze ausgedehnte Fortsetzung des Gefängnisses haushaltet mit ihrer Aufmerksamkeit. Trifft einen der Blick der weichen Kontrolle, braucht man das nicht persönlich zu nehmen. Meist stellt jeder nur einen von vielen in den größeren Bewegungen dar, welche zu Wandlungen führen, die erfasst werden, um auf sie zu reagieren.



## Revolution als weißer Laden

Gegen die Kälte ziehe ich die Decke ein wenig fester über den Kopf. Obwohl immer noch bettschwer, kann ich nicht mehr schlafen. In meinen Gedanken betrete ich nochmals einen Laden, in dem ich vor einigen Tagen gewesen war. Im überstrahlten Weiß ohne den geringsten Schatten riecht es nach erwärmtem Plastik. Durch kleine Löcher in den Apparaten höre ich Stimmen. Sie kommentieren alles, was sich bewegt. Meist kommen sie zu dem Schluss, es bewegt sich, weil sich die Apparate weiterentwickeln. Einer von ihnen wird ein bisschen schneller, um eine weitere Funktion erweitert oder die Benutzer können mit ihm etwas tun, was man ihnen schon seit zwanzig Jahren verspricht.

Eine Stimme aus den Löchern sagt trotzdem selbstbewusst, der nächste Apparat macht dich noch aktiver. Aus Gewohnheit drücke ich die neuen Knöpfe. Die Auswirkung dreht mich langsam im Kreis und formt einen Sog, der mich auf die Höhe der Zeit heben soll. Dort angekommen sagt die Stimme, ein bisschen leiser, hier sei immer noch die digitale Revolution.

Aber was soll ich mit einer Revolution anfangen, in der die Kinder nach dreißig Jahren immer noch mit R2-D2 spielen und der niedrigste aller Roboter weiter als Sklave dient?

Die Stimmen aus den Löchern schweigen. Selbst die Erzähler in den Apparaten müssen sich inzwischen

eingestehen, die Behauptung, digitale Technologie verändere die Verhältnisse, überzeugt nicht mehr, der Glanz ihrer Behauptungen ist schon lange stumpf. Um die Spannung wieder zu steigern, führen die Apparate nun geheimnisvollere Revolutionen vor. Sie sollen in der Wirklichkeit stattfinden, würden aber digital organisiert.

Aus mitteleuropäischer Perspektive finden die neuen Revolutionen immer woanders statt. Die Aufständischen in der Ferne wollen Demokratie und ein Leben auf der Höhe der Zeit. Wir, die Beobachter, verstehen das, weil die Demokratie hier auch weniger wird. Erstaunlich viele bilden sich auf das Mehr an Demokratie aber immer noch viel ein. Sie nennen das Verbliebene Postdemokratie. Der Restposten des Glaubensartikels funktioniert wie süße Limo. Im gedämpft nachdemokratischen Licht werden die Annehmlichkeiten aufgesaugt, ansonsten kleben alle sehr an sich selbst.

Seriendrucker schicken einem regelmäßig Briefe ins Haus. Ihre Anschreiben meinen einen nicht, obwohl der Name auf dem Umschlag steht. Sie fordern dazu auf, zur Wahl zu gehen. Am Stichtag wundere ich mich, wie viele Menschen das institutionelle Beige des Wahlbüros gegenüber meiner Wohnung betreten, um Kandidaten ihre Stimme zu geben, die behaupten, sie könnten sich keine politischen Entscheidungen mehr leisten. Die bekennenden Bankrotteure des Politischen zu wählen, käme mir vor, als würde ich nachts in ein

geschlossenes Restaurant einbrechen, um auf den entlassenen Kellner zu warten.

Mittlerweile schwimmen die taufeuchten Baumspitzen vor dem Fenster im lauen Blau zwischen dem Dunkel der Nacht und dem Hell der aufgehenden Sonne. Was soll ich mit Gedanken anfangen, in denen ich allein bleibe und wo das Innen enger wird, während die Umgebung weiter abrückt? Der Zug des Denkens bleibt für einen Moment auf freier Strecke stehen. Ich starre Löcher in die kalte Stille des frühen Morgens. Man kann das machen, das Gefühl der Leere führt einen aber nirgendwo hin. Auch Zynismus verbraucht sich schnell. Ausschreitungen der Wut spielen dem postdemokratischen Theater die Pointen in die Hände. Seine Dramaturgie hat gelernt, die Kritik und alle Formen des Dagegen in ihre Ordnung einzubeziehen. Überhaupt scheint es ziemlich egal, was kommuniziert wird. Es kommt darauf an, dass möglichst viele Menschen Informationen senden und empfangen. Zeitnah sollen sich alle über ihr Handeln, ihre Wünsche oder ihr Unbehagen mitteilen. Oder darüber, wie sie Arbeit, Miteinander, Verbrauch und Information organisieren. Das Ineinander von Wesen, Dingen und ihren Verhältnissen bildet eine Oberfläche transparenter Punkte, die zusammenfasst, wer sie sind, was ihnen gefällt, wie ihre Gefühlsströmungen gerade fließen, was sie verbrauchen oder wovon sie sich abwenden. Obwohl die Mehrheit es tut, und ich als einer von ihr, entsteht in der end-

losen Verhandlung keine gemeinsame Sprache, es sammeln sich gerade mal funktionale Oberbegriffe und Koordinaten. Sie sind leichter zu steuern als eine allzu komplexe Sprache.

Die Muster dessen, was massenhaft zur Aussage kommt, bilden die Grundlage für Karten. Es sind Aufsichten eines Geländes, in dem die Konflikte durch Sichtbarkeit und Benennung neutralisiert werden. Bewegungen sollen erkannt werden, seltener, um sie zu stoppen, als meist, um sie zu erleichtern und zu beschleunigen. Was dabei an Begriffsbildungen abfällt, dient weniger dazu, sich zu verständigen oder einen Widerstreit zu formulieren, als statistische Beobachtungsreihen zu konstruieren. Mit ihnen lassen sich Kurven und Winkel zeichnen, die es den Maschinen erlauben, das Gefüge optimaler zu organisieren. Ständig fordern sie dazu auf, das, womit versucht wird, das eigene Leben in den Griff zu bekommen, zu benennen. Derartige Aufforderungen treten meist diskret und frei von Pedanterie auf: ein kleiner Fragebogen hier, eine Rückmeldung dort, Lückentests mit Angaben zur Person, dazwischen eine Selbsteinschätzung zum Ankreuzen oder eine Suchanfrage an das Netz. Gerät man in andere Teile der Maschinerie, werden die Fragen direkter, unfreundlicher, man wird von den Maschinisten mit höflicher Brutalität ausgezogen und die Psyche angefressen.

Die sich ständig aktualisierenden Informationen dienen der Steuerung, die gebündelten Intensitäten zu len-

ken, Kanalisierungen entsprechend der auftretenden Volumen anzulegen, Widerstände zu positionieren und Wirkungsgefüge auszurichten. Oft muss gar nicht mehr viel getan werden, tut sich die Organisation wie von selbst, so als ob Teile der regelnden Maschine, die ständig von ihren menschlichen Agenten auf den neusten Stand gebracht werden, in die Körper der Menschen eingedrungen wären. Ihre Regelkreisläufe, welche die Elemente, aus denen sich das System Gesellschaft zusammensetzt, durchziehen, ähneln kybernetischen Mechanismen. Sie formen einen Wiedergänger, der erklären könnte, warum eine Ordnung, die schon längst am Ende war, weiterhin relativ aufrecht geht und uns in seltsam gefangene Wesen verwandelt.

## Der kybernetische Zombie

Gibt man einem Zombie Salz, geht er zurück ins Grab. Die Linie von der totgeglaubten Kybernetik zur Kontrollgesellschaft scheint durch die für beide zentrale Funktion der Kontrolle auf der Hand zu liegen. Trotzdem wurde die Entwicklung von der älteren kybernetischen zu der jüngeren kontrollgesellschaftlichen Organisation des Lebens durch Kommunikation kaum untersucht. Scheint sie so selbstverständlich, dass sie kaum noch wahrgenommen wird? Oder gibt es sie vielleicht gar nicht? Bilde ich mir das alles nur ein?

Langsam steige ich in den Bauch der Maschine. Kontrolle leitet sich vom französischen *contre-rôle*, der Gegenrolle oder dem Gegenregister ab. Es bezeichnet eine Rolle oder ein Rädchen, ein passgenaues Gegenstück, welches zur Überprüfung verwendet wird. Eine Form tastet ab oder ein Register prüft, ob die Muster sich fügen.

Während ich das aus der Espresso-Maschine gehobene Sieb ausschlage, frage ich mich beim Anblick der kreisrunden, verbrauchten Pille, die das aufsteigende Wasser zur Negativform des Einsatzes gehärtet hat, ob es wirklich an einem Ineinander solch passgenauer Gegenstücke liegt, dass ich oft das Gefühl habe, nicht das Leben zu leben, das ich leben möchte, und dass sich das, was ich stattdessen tue, so oft wie unter einer Glocke anfühlt? Warum die Möglichkeiten und Fluchtwege, die sich aus diesem abgedämpften Leben andeuten, sich immer wieder verschließen? Warum die Nicht-Politik der Regierungen und Anti-Ökonomien der Gegenwart, ihrer gewissen Lächerlichkeit zum Trotz, so stabil wirken? Warum es so schwerfällt, eine andere Zukunft zu denken, und sich der Stillstand wie von selbst tut? Warum ich ständig das Gefühl habe, mir bei dem zuzusehen, was ich tue?

Merkwürdig an der Annahme einer Verbindung scheint, dass die goldenen Jahre der Kybernetik, die Zeit, in der sie Teil eines öffentlichen Gesprächs war, schon Mitte der siebziger Jahre zu Ende ging. In den vergangenen Jahrzehnten tauchte die Steuerungslehre meist

nur noch in der Wissenschaftsgeschichte oder als entleertes Attribut *cyber* auf. Sie scheint gerade mal ein Echo aus der Vergangenheit, mag sich seit Jüngstem auch ein gewisses Comeback andeuten. Sollte es um die kybernetische Wirksamkeit gegenläufig bestellt sein? Hatte sich die Theorie von einem Thema der Nachkriegszeit zu etwas Unterschwelligem, im Verborgenen Wirkenden gewandelt? Ließ sie diese Unsichtbarkeit sogar noch wirksamer werden? Oder hat sie sich einfach nur in Folgewissenschaften wie die Systemtheorie, den Radikalen Konstruktivismus oder die Hirnforschung und zahllose Anwendungen aufgefächert?

Sprachlich scheint die Ableitung der kontrollgesellschaftlichen Methoden aus der Kybernetik auch auf den zweiten Blick alles andere als abwegig. Im griechischen Ursprung bezeichnet *kybernētēs* zunächst die Kunst und Technik des Steuermanns oder Lotsen. Im Lateinischen wandelt sich der Begriff zum *gubernator*, aus dem im Englischen der *governor* wird. Die Bedeutung bewegt sich von der Seefahrt zur Regierung. Platon führt den Begriff in die Philosophie ein und der Apostel Paulus in die christliche Religion. Dann passiert zweitausend Jahre wenig. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg wird die Kybernetik, als Wissenschaft der Kommunikation und Kontrolle, aus der Taufe gehoben. Sie befasst sich mit der Regelung und der Informationsübertragung in Lebewesen und Maschinen. Ihr Auftritt würfelt die Vorstellungen von der Welt durcheinander. Was bisher als lineare Ab-

folge von Ursache und Wirkung galt – etwas ist dreckig, wird gewaschen und ist sauber –, wird nun als Aufeinanderfolge kreisförmiger Operationen betrachtet: A wandelt sich zu Zustand B, B wandelt sich zu C, B kann aber auch auf A wirken, und A sogar A wandeln oder B auf sich selbst wirken. Wird weiße, schwarze und farbige Wäsche zusammen gewaschen, wird alles langsam grau. Die weiße wird von der schwarzen Wäsche dunkler gefärbt und die helle saugt dem Dunklen die Farben aus, während das Bunte seine Leuchtkraft zwischen den beiden Nichtfarben verliert.

Durch die Erkenntnis, dass B nun nicht mehr einfach nur aus A resultiert, sondern verschiedene Wirkungen kreisförmig ineinandergreifen, werden die Zusammenhänge vielfältiger und reicher. Doch lineare Ursache-Wirkungen waren noch einfacher zu erfassen als kreiskausale Wirkungsgewebe, weshalb durch die erweiterte Weltsicht auch die Aufmerksamkeit für die Kontrolle steigt.

Der kybernetische Blick auf die Welt interessiert sich weniger dafür, was die Dinge sind, als für das, was sie tun. Er fragt nach Verhältnissen, Unterschieden, deren Wandel, den Möglichkeiten des Zugriffs darauf. Rückkopplungen tasten die Wandlungen mithilfe der Übersetzung in Information ab. Eine ihrer vertrautesten Anwendungen findet sich im Heizungsthermostat. Als Automat, der Variable innerhalb gesetzter Grenzen hält, tritt der Thermostat an die Stelle der Hände, reguliert nun die



Aufrechterhaltung einer Konstante. Rückkopplungen vergleichen die gegebene Raumtemperatur mit der gewünschten. Wird der Raum wärmer oder kälter als programmiert, informiert ein Fühler über die Abweichung. Der Regler gleicht die Temperatur an den Sollwert wieder an, koppelt ihn negativ rück. Automatische Regulierung soll das Leben erleichtern – eine Leichtigkeit, die auf der Setzung einer Norm aufbaut, während die Abweichungen nach Hindernis klingen. Es ist eine Leichtigkeit, welche die Dinge ein wenig in die Ferne rückt und fremder werden lässt.

Nicht nur in Apparaten, auch in Lebewesen wirken Rückkopplungen. Sie ermöglichen Verhalten wie den aufrechten Gang. Der ist, ähnlich den meisten Gleichgewichtszuständen, keine Gegebenheit, sondern das Ergebnis andauernder Ausgleichsvorgänge. Nerven und Muskeln koppeln sich ständig mit der Wahrnehmung rück, um das Fallen des Körpers zu verhindern. Der Körper fällt nicht um, weil er sich über seine schiefen Lagen informiert.

## **Angriff auf die Zukunft**

Beschleunigt wird der Aufbau des wissenschaftlichen Gedankengebäudes, mit dem all diese Phänomene oder Mechanismen fassbarer werden, durch militärische Interessen. Der Abschuss feindlicher Bomber stellt die Flug-

abwehr vor ähnliche Probleme, wie die Jägerin sie bei der Jagd auf Enten hat. Zielt sie dorthin, wo sie die Ente sieht, geht der Schuss daneben. Die Ente fliegt weiter, bevor die Kugel sie erreicht. Die Jägerin muss vor das Ziel schießen und den Weiterflug der Ente abschätzen.

Am Massachusetts Institute of Technology in Boston denkt im Zweiten Weltkrieg ein ballistisch erfahrener Mathematiker darüber nach, ob sich nahe Zukunft vorausberechnen lässt. Der Kurzsichtige arbeitet an der Frage im eigenen Auftrag. Er setzt fort, was ihn sowieso beschäftigt, denkt es aber nun in Hinblick auf eine militärische Anwendung weiter. Durch seine schwachen Augen wehrdienstuntauglich, will er die Mobilmachung an der Heimatfront unterstützen. Eine der großen kommenden Herausforderungen erkennt er in der Rolle der Flugabwehr bei der Luftschlacht um England. Um die Flak zu verbessern, verbindet er das geometrische Problem des Schusswinkels auf ein sich bewegendes Ziel mit dem der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Mathematische Kurven, deren spekulatives Potenzial er bisher nur theoretisch an der Flugbahn von Bienen oder dem Gang eines Betrunkenen erprobt hatte, bekommen jetzt eine konkrete Funktion.

Norbert Wiener vermutet, die wahrscheinliche Position eines Flugzeugs in der Zukunft ließe sich ermitteln, indem möglichst viele Informationen über die bisherige Bewegung in eine Zeitreihe übersetzt werden. Die Fortsetzung dessen, was bisher geschah, soll als statistischer

Trend auf einer Kurve errechnet werden. Wieners Vorstellung eines mathematischen Angriffs auf die Zukunft überzeugt die Verantwortlichen bei der US Army. Sein Plan einer automatisierten Vorhersagerechnung wird ein unter Geheimhaltung gestelltes Projekt, das er nun mit einem Team aus Ingenieuren mit hohem Tempo weitertreibt.

Das etwas verschrobene Wunderkind im Erwachsenenalter steht durch die ständige Nichtanerkennung seines Vaters zusätzlich unter Druck. Um die langen, mit Statistik erfüllten Nächte durcharbeiten zu können, beginnt der Mittvierziger, Drogen zu nehmen. Auf Speed taucht Wiener hellwach ein in die mathematischen Verhältnisse. Ein Gemurmel der Ziffern erhebt sich, statistische Kurven zeichnen sich schärfer. Die Verbindung zahlt sich aus, bis Wiener in Konflikt mit einer Nebenwirkung gerät: Das Aufputzmittel zersetzt seine Fähigkeit, Geheimnisse zu wahren. Der vom Amphetamin Redselige muss die Finger davon lassen, damit er nicht gleich jedem von seinem Vorhersageautomaten erzählt.

Was eine Waffe werden soll, scheidert aber nicht am Verzicht auf Speed, sondern an einer Kinderkrankheit der Automatisierung. Wiener muss feststellen, mit den vorhandenen Rechenmaschinen sind für die Kalkulation der genauen Position des Feindes noch keine Leistungen möglich, die schneller als der Mensch wären. Die US Army stellt das Projekt ein.

Seine Erkenntnisse trägt er in einem Aufsatz zusam-

men, dessen hektographierte Kopien unter dem Spitznamen »Die gelbe Gefahr« als Standardwerk militärischer Informationstheorie in Ost und West jahrelang von Hand zu Hand gehen.

Seine »Kriegsarbeit«, wie Wiener das Projekt des Vorhersageautomaten und »Die gelbe Gefahr« in seinen Memoiren nennt, bedeutet einen großen Entwicklungssprung für die zukünftige Kybernetik. Das Militär förderte diese, wie zahllose weitere wissenschaftliche Entwicklungen, die eine Verbesserung der Kriegsmaschine versprechen. Als Auftraggeber trägt es wenig bei, versucht aber möglichst viel mitzunehmen, um auf einem gut eingerittenen Pferd ins Rennen zu gehen. An der entstehenden Kybernetik haftet dadurch der Stallgeruch des Krieges. Die begonnene Beziehung sollte sich bald fortsetzen. Kybernetische Theorien bilden wenige Jahre später die Grundlagen für Informationsnetze und Strategiebaukästen im Kalten Krieg.

Trotzdem scheint es verkürzt, die Kybernetik allein als Kriegswissenschaft abzutun und die durch sie ermöglichte Erweiterung des menschlichen Gesichtsfeldes vom Tisch zu wischen. Ihr komplexes Gebilde baut auf viele Jahrzehnte ziviler Mathematik auf und wird später in dieser fortgeführt. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich das militärische Interesse eher als der erste einer Reihe von Parasiten, welche die Kybernetik als Wirtsorganismus nutzten.